

Laudatio Robert Pfaller

Daniel Strassberg

1.12.2007

Lieber Preisträger, liebe Kolleginnen und Kollegen, sehr geehrte Gäste,

Laudatio ist ein lateinisches Substantiv, das sich vom Verb *laudare* herleitet, und *laudare* bedeutet bekanntlich loben. Die Aufgabe, die mir vom Preiskomitee ehrenvoll zugeteilt worden ist, ist es also zu loben, genauer: das Buch *Die Illusionen der Anderen* von Robert Pfaller zu loben, das dieses Jahr den Preis des Psychoanalytischen Seminars gewonnen hat, den Preis, der den Namen *missing link* trägt und dieses Jahr zum ersten Mal ausgelobt wurde. So mag es befremdlich erscheinen, dass ich nicht mit einem Lob beginne, auch nicht mit einer kurzen Inhaltsangabe dieses wundervollen Buches, sondern mit einer Warnung: Ich möchte Sie vor diesem Buches warnen. Heutzutage muss ja beinahe alles, was Genuss verspricht, mit einer Warnung versehen werden – dass aber Bücher einen warnenden Aufkleber tragen, ist doch eher ungewöhnlich. Ich möchte diesen schönen, die Lust steigernden Brauch nun auch für Bücher einführen, und empfehlen, dieses Buch nur mit einem Sticker versehen auszuliefern, auf dem es hiesst: Achtung: Dieses Buch entlarvt Sie schonungslos!

Während ich dieses Buch las, kam ich mir bisweilen wie das Opfer einer versteckten Kamera vor. Ich war überzeugt, dass es Robert Pfaller nur schreiben konnte, weil er bei mir zu Hause eine geheime Überwachungskamera eingerichtet hat. So zum Beispiel an dieser Stelle:

Beschreiben wir, was passiert, wenn der (im Regelfall männliche) Sportfan vor dem Fernseher sitzt. Zunächst muß er die Übertragung live verfolgen. Alle Alltagsverrichtungen werden schlagartig beendet, alle Begegnungen mit anderen Leuten abrupt abgebrochen, wenn etwa ein Fußballspiel der Nationalmannschaft auf dem Programm steht. Dann, auf dem Sofa vor dem Bildschirm, setzt diese Macht der Sendung sich dergestalt fort, daß der Zuschauer nicht gestört werden darf. Eine Art von »heiligem Ernst« hat sich seiner bemächtigt. Während man

bei den Fernsehnachrichten, einer Show oder bei einem Spielfilm vielleicht durchaus mal eine Frage an den Fan richten könnte oder es sogar möglich wäre, ihn für kurze Zeit zum Telefon zu holen, ist das bei der Live-Sport-Sendung unmöglich. Es erscheint geradezu als Sakrileg. Das von Sigmund Freud beim neurotischen Zeremoniell festgestellte »Verbot der Störung« sowie die »Isolierung von anderem Tun«¹⁰⁷ gelten auch hier mit großer Strenge. Die Geschlechtertrennung, die in totemistischen Stammeskulturen nur Männern den Zugang zum Heiligen erlaubte, während sie Frauen davon ausschloß, scheint sich in Fernsehgesellschaften zu wiederholen. Auch hier gibt es eine solche geschlechtsspezifische Spaltung; das Sportfernsehen zieht einen tiefen Schnitt zwischen den Geschlechtern und verankert die Frauen mit vernünftigen, realitätsnahen Anliegen im Profanen, während sie die Männer in eine eigentümlich realitätsferne Sphäre des »heiligen Ernsts« entrückt - von dem übrigens nicht ganz klar scheint, welchem Objekt er gilt, und wozu. Das durchaus vernünftige Unverständnis der Frauen für diesen Sachverhalt wird von den Männern ihrerseits mit Unverständnis quittiert: Auf jede noch so geringe weibliche Intervention reagieren sie mit barscher Abwehr. Auch später noch scheint es kaum möglich, sie danach zu fragen, was sie da eigentlich gesehen haben und warum das so wichtig war. Das Ereignis scheint ihre Aufmerksamkeit dermaßen absorbiert zu haben, daß sie es selbst kaum fassen konnten. Die sportbezogenen, quasi-religiösen Geheimnisse der Männer scheinen auch für die Männer selbst Geheimnisse geblieben zu sein.

Auf jeden Fall dominiert bei diesem Vorgang, wie McLuhan gesagt hätte, das Medium über den Inhalt: Alles Inhaltliche und Diskutierbare wie z.B. Manöver, Tricks, Strategien, taktische oder technische Feinheiten, Spielzüge etc. könnte auch auf Video aufgezeichnet werden. Was die Männer so sehr bannt, ist jedoch in erster Linie etwas anderes als dieser Inhalt: Es ist vielmehr das Medium der Live-Übertragung selbst. Es verschafft ihnen eine kommunion-ähnliche Teilhabe an einem Ereignis, das seinerseits einem Zyklus von Ereignissen angehört, der - ganz wie die religiösen Systeme der Feiertage, Fastenzeiten etc. - die Zeitabläufe der Männer kreisförmig strukturiert: von den Qualifikationsspielen bis hin zur Endrunde der Fußballweltmeisterschaft alle vier Jahre etc. So, wie die Autos beim Rennen im Kreis fahren, bewegen sich auch die Autorennen und alle übrigen Sportereignisse kreisförmig durch die Zeit.

Bei den festlichen Ereignissen dabeizusein, bedeutet somit, rituell teilgenommen und sich in den Zyklus der Sportereignisse eingefügt zu haben; die (für alle Religionen konstitutive) Grenzziehung zwischen dem Profanen und dem Heiligen" - etwa zwischen den flauen, profanen Wartezeiten und den heiligen, festlichen Ereignissen - durch die entsprechenden Gefühle

der Fadesse, der Vorfreude, der Begeisterung und schließlich des Abschlaffens nach der sportlichen Entscheidung mitvollzogen zu haben." Kein nacherzählbarer Inhalt also, kein Bild, sondern eine Struktur ist erlebt worden; nichts Sinnvolles, sondern lediglich eine bestimmte Ordnung, die selbst ohne jeden Sinn ist.

Darum ist der »heilige Ernst«, in dem die Zuschauer des Sportfernsehens versinken, eine Versenkung ohne jegliche Tiefe. Man darf die Leute nicht etwa deshalb nicht stören, weil sie gerade dabei wären, eine Menge an Sinn in sich aufzunehmen und Gefahr laufen, etwas Wichtiges zu verpassen. Im Gegenteil: Man darf sie deshalb nicht stören, weil sie sich in eine Ordnung ohne Sinn begeben haben und sich - ähnlich wie Schlafwandler - in dem lustvollen, aber prekären Zustand der Selbstvergessenheit befinden und weil jede Intervention für sie eine schmerzliche Erinnerung daran bedeuten würde, daß sie jemand Bestimmter sind. Darum sind sie danach auch so unfähig, anzugeben, was sie da gesehen haben bzw. wo sie da eigentlich gewesen sind: eben weil sie sich an einen Ort begeben hatten, wo sie selbst nicht existent gewesen sind.

Mir lief der kalte Schauer über den Rücken. Wie konnte er wissen, dass ich einmal mit fadenscheiniger Begründung ein Seminar über *Deleuze und die Psychoanalyse* abgesagt habe, weil ich den Halbfinal der Fussballweltmeisterschaft sehen musste? Woher kann er die Reaktionen meiner Frau kennen, wenn nicht von einem versteckten Mikrophon?

Erst als ich mir klar machen konnte, dass ich wohl kein Einzelfall bin, vermochte ich mich etwas zu beruhigen. Doch die Beruhigung war halbherzig: Zum einen verminderte die Einsicht, dass ich dieses Laster offenbar mit vielen anderen Männern teile, meine Scham darüber – Pfaller spricht nicht von Scham, sondern von Selbstverachtung – zum anderen verstärkte das Bewusstsein, dass ich Opfer eines Massenphänomens bin, diese Scham noch, weil ich, wenn ich schon einem solchen Laster erliege, wenigstens der Einzige sein will.

Das Buch von Pfaller entlarvt; es entlarvt alltägliche Gepflogenheiten, kleine, scheinbar unbedeutende Idiosynkrasien, denen wir alle nachgehen, ohne sie zu bemerken und ohne ihnen Bedeutung beizumessen. Im Zeitalter der Aufklärung hiessen diese Marotten *Grillen* und wir lesen noch heute mit klammheimlichen Vergnügen von diesen Grillen, denen die Grössten des Geistes nachhingen. Ein Meister solcher Grillen war wohl nicht zufällig zugleich der Meister der Aufklärung, Immanuel Kant. Kant verbot beispielsweise, die Fenster seines Schlafzimmers zu öffnen, weil der der Überzeugung war, dass sich die Wanzen unter dem Einfluss des

Sonnenlichtes vermehren würden. Zum Glück für Kant und vielleicht für die Geschichte der Philosophie hielt sich sein Diener Lampe nicht an diese Anweisungen.

Doch stimmt es wirklich, wenn wir sagen, Kant sei der Überzeugung gewesen, Wanzen vermehren sich im Sonnenlicht? Im „Streit der Fakultäten“ wo Kant am Ende seines Lebens dazu Stellung nimmt, macht er klar, dass zwar er an seinem Glauben festhält, um seinen Tod hinauszuschieben, aber dennoch nicht wirklich an sie glaubt, oder zumindest keine vernünftige Begründung dafür anzugeben weiss. Pfaller spricht deshalb von einem Glauben wider besseres Wissen. In seines Struktur unterscheiden sich die Grillen Kants nicht von meinem Fussballfieber: Beide, Kant und ich, hängen einem Glauben wider besseres Wissen an. Kant glaubt an den ungünstigen Einfluss des Sonnenlichts auf die Wanzenpopulation, ich an die Wichtigkeit, dass ich den Halbfinal der Fussballweltmeisterschaft live miterlebe, und beide, Kant und ich, wissen, dass dieser Glaube Unsinn ist, dass er also purer Aberglaube ist. Es handelt sich also gerade nicht um eine Überzeugung, sondern um einen Glauben ohne Überzeugung, um einen Glauben, der die Struktur hat: *Ich weiss zwar, aber dennoch...*

Weshalb stelle ich Ihnen die Grillen Kants vor, obwohl Pfaller darauf keinen Bezug nimmt? Wenn wir uns fragen, worin Aufklärung besteht, worin ihr bezeichnendes Merkmal liegt, so stossen wir unweigerlich auf die Vorurteilkritik. Nichts verbindet die Werke der Aufklärung so stark miteinander, wie ihr Gestus, überkommene Vorurteile als Vorurteile zu entlarven. Wenn Voltaire ausruft: *Écrasez l'infâme*, so ist das Infame nichts anderes als religiöse und kulturelle Vorurteile. Und wenn wir an den Grillen Kants eine klammheimliche Freude empfinden, so weil wir in ihnen die Grenzen der Aufklärung erkennen. Wenn selbst der grösste aller Aufklärer – der Alleszermalmer, wie ihn Moses Mendelsohn nannte –, der in seiner *Kritik der reinen Vernunft* 3000 Jahre metaphysischer Vorurteile zermalmt, seinen privaten Aberglauben pflegte, so gibt uns das wohl das Recht, auch unsere kleinen Marotten zu pflegen, und die Aufklärung in ihre Schranken zu weisen.

In der Vorurteilkritik schliesst die Psychoanalyse an die Aufklärung an, und überbietet sie gleichzeitig. Sie überbietet sie darin, dass sie die Vorurteile nicht bloss als solche kennzeichnet, sondern zugleich ihre Struktur entlarvt, oder besser: zugleich den Lustgewinn entlarvt, den wir aus den Vorurteilen beziehen. Die Psychoanalyse hatte erkannt, dass es nicht genügt ein Vorurteil ein Vorurteil zu nennen, um es abzuschaffen. Man muss gleichzeitig unsere Anhänglichkeit an sie analysieren, und dies macht aus der Psychoanalyse eine pessimistische Aufklärung, denn in dieser Analyse wird uns zugleich bewusst, wie schwierig es ist, Vorurteile abzulegen.

Dennoch scheinen mir die vorurteilkritischen Werke Freuds zu seinen schwächeren Arbeiten zu gehören. Besonders die Schrift *Zukunft einer Illusion* von 1927 erscheint heute etwas zu platt und etwas zu polemisch. Das liegt wohl daran, dass sie bloss die Vorurteile der Anderen entlarvt, die eigenen aber unangetastet lässt. Sie ist kritisch, aber nicht selbstkritisch: Kurz: sie ist Aufklärung für die Anderen, aus der etwas selbstgerechten Position heraus, selbst schon ungemein aufgeklärt zu sein. An dieser Selbstgerechtigkeit krankte schon die Aufklärung im 18. Jahrhundert, und daran krankt oft auch ihre Nachfolgerin, die Psychoanalyse. Sie klärt die Anderen auf und nicht sich selbst.

Darin sehe ich den grössten Verdienst der Arbeit von Robert Pfaller, dass sie den Blick auf die eigenen Vorurteile richtet, auf jene kleinen unaufgeklärten Bezirke in unserem eigenen Leben, in denen wir unserem magischen Denken frönen, unsere kleinen Zwänge und Perversionen pflegen, unseren Idiosynkrasien nachhängen, ohne sie weiter zu hinterfragen. Sei es, dass wir Fussballspiele ansehen müssen, die uns bei Lichte betrachtet völlig schnuppe sein könnten, sei es dass wir Horoskope lesen, an die wir nicht glauben, sei es dass wir Haaranalysen machen lassen, die wir ohne weiteres als baren Humbug erkennen, sei es dass wir Diäten befolgen, die jeder wissenschaftlicher Grundlage entbehren, uns aber von Brigitte oder Annabelle empfohlen werden.

Alleine schon die Aufmerksamkeit auf diese allgegenwärtigen, aber für gewöhnlich unterbelichteten Phänomene gerichtet zu haben, macht die Lektüre dieses Buches vergnüglich – was für ein wissenschaftliches Buch schon ein Ereignis ist. Doch darin liegt nicht sein eigentlicher Erkenntniswert. Was das Buch nicht nur vergnüglich, sondern darüber hinaus auch notwendig macht, ist, dass es das Vorurteil selbst neu bewertet. In einem wahrlich nietzscheanischer Gestus vollzieht es eine Umwertung aller Werte: Nicht im vernünftig begründeten Urteil liegt der Wert des Lebens, sondern im Vorurteil. Man könnte sagen: Es ist eine Vorurteilkritik der Vorurteilkritik

Lassen Sie mich dies erläutern. Pfaller greift auf eine Arbeit von Octave Mannoni zurück, der *foi* und *croyance*, also etwa Bekenntnis und Aberglaube unterscheidet. Ein Bekenntnis ist ein Glaube, eine Meinung oder eine Haltung, mit der wir einig gehen, zu der wir stehen und die wir notfalls begründen können. Ein Aberglaube hingegen ist ein Glaube, eine Meinung oder eine Haltung, der wir wider besseres Wissen folgen. Oft leiten wir einen Aberglauben, so wir ihn überhaupt öffentlich preisgeben, mit dem Satz ein: Eigentlich weiss ich, dass es Unsinn ist, aber dennoch....

Insofern ähneln die seltsamen Rituale unserer Zwangsneurotiker nicht einem religiösen Bekenntnis, wie Freud in seiner Arbeit von 1907 behauptet, sondern einem Aberglauben: Ich weiss zwar, dass meine Hände sauber sind, aber ich muss sie dennoch waschen.

Das Modell des Aberglaubens ist das Spiel. Jan Huizinga hat in seinem grundlegenden Werk, *homo ludens* das Spiel als eine Tätigkeit bestimmt, der wir mit Heiligem Ernst nachgehen, obschon dieser Ernst nicht vernünftig begründet werden kann, schon gar nicht mit irgendwelchen Nützlichkeitsabwägungen. All die modernen, evolutionsbiologisch ausgerichteten Theorien, welche das Spiel als Übung oder als Nachahmung des richtigen Lebens verstehen wollen, werden angesichts der Tatsache unplausibel, dass wir dem Spiel mit grösserem Ernst, mit grösserer Hingabe und auch mit grösserem Vergnügen nachgehen, als dem richtigen Leben, nie aber, nicht einmal als Kleinkinder, das Spiel mit dem richtigen Leben verwechseln. Woher also dieses Mehr an... mehr an Ernst, mehr an Vergnügen und mehr an Hingabe? Pfaller findet eine überraschend einfache und plausible Erklärung: Der Mehrwert des Spiels ergibt sich aus der Ambivalenz. Gerade weil wir um den Unsinn des Spiels wissen, und es nie mit dem richtigen Leben verwechseln, mischt sich in jedes Spiel – und in jeden Zwang, in jede Perversion – eine gehörige Portion Selbstverachtung. Wir hassen das Spiel, weil es unsinnig ist, oder um Tertullian zu paraphrasieren: *Ludo quia absurdum*. Nun hat schon Freud gezeigt, dass sich ambivalente Affektbeiträge im Unbewussten nicht aufheben, sondern im Gegenteil addieren. Gerade dass wir das Spiel – und Sie können den Zwang und die Perversion dabei immer mitdenken – gleichzeitig lieben und hassen, verstärkt die Anhänglichkeit an das Spiel und produziert einen Mehrwert oder ein Mehr-Geniessen gegenüber dem wirklichen Leben.

Die Scham oder die Selbstverachtung verringert also den Genuss am Spiel, am Zwang oder an der Perversion nicht, sondern steigert ihn im Gegenteil noch. Wie lässt sich diese für den gesunden Menschenverstand absurde, ja abstossende Behauptung plausibilisieren? Natürlich wissen alle, die mit dem Werk Freud vertraut sind, dass es eine Lust gibt, die sich wie Unlust anfühlt, doch Pfaller begnügt sich nicht mit einem Verweis auf die kanonische Lehre, er bemüht sich, diese einleuchtend zu machen, und darin liegt seine politische und kulturkritische Bedeutung, oder anders gesagt: mit diesem Gedankenschritt rechtfertigt sich die Vergabe des missing-link-Preises, der ja eine herausragende Leistung in der Verbindung von Psychoanalyse und einer anderen wissenschaftlichen Disziplin ehren soll.

Im Spiel oder im Aberglaube, so Pfaller, können wir die Last des Ich-Ideals für einen Augenblick abwerfen. Wir sind nicht mehr genötigt, das Wissen mit unserem Ich-Ideal in Übereinstimmung zu bringen, da wir es nicht als *unser* Wissen betrachten, sondern als die imaginäre

Einbildung einen fiktionalen Anderen. Deshalb heisst das Buch auch die Illusionen der Anderen. Dieser fiktionale Andere ist ein naiver Beobachter der Szene, der sich die Sache, von der wir wissen, dass sie im Grunde Unsinn ist, einbildet. Pfaller zeigt sich am Beispiel der Höflichkeit: Wenn ich einen Brief an meinen ärgsten Feind mit der Floskel beginne, *Sehr geehrter Herr Dr. Blocher*, so weiss sowohl dieser Blocher, als auch ich selbst, dass ich ihn in keiner Weise ehre, sondern ihn verachte. Aber einem imaginären Wächter der Umgangsformen ist Genüge getan. Im Grunde müsste ich mich schämen, denn ich sage ja nicht die Wahrheit, und dies liesse sich mit meinem Ich-Ideal nicht vereinbaren. Aber es gelingt mir, mein Ich-Ideal für diesen Augenblick abzuwälzen, in dem ich diesen naiven Beobachter täusche.

Im Spiel kann ich aus meiner Haut zu schlüpfen, um ein Anderer zu sein, ohne die Retorsion des Ich-Ideals fürchten zu müssen. Und gerade darin liegt die aufklärerische und emanzipatorische Potenz des Vorurteils: dass ich mich vergessen kann, dass ich für einen Moment nicht mein Ich sein muss. Emmanuel Lévinas hat in seinem Buch *De l'évasion* die Not des modernen Menschen, anders als Heidegger, nicht als Angst vor dem Nichts diagnostiziert, sondern im Gegenteil, als Not, an das eigene Ich gekettet zu sein. Lévinas schreibt: *So äusserst sich in der Scham eben genau diese radikale Unmöglichkeit, vor sich zu fliehen, um sich vor sich selbst zu verbergen, zu verbergen, dass wir an uns selbst gekettet, dass das Ich der Anwesenheit seiner selbst gnadenlos ausgesetzt ist.*¹ Das Ich-Ideal ist jene Instanz, welche das Ich in Ketten legt; die mich dazu zwingt, die Sexualität als *meine* Sexualität zu leben, die Meinungen, die ich habe, als *meine* Meinungen zu signieren, die Lust, die ich erlebe, mit meinem Ich in Einklang bringen zu müssen. Doch Pfaller weist einen Ausweg aus der existentialistischen Düsternis von Emmanuel Lévinas: In dem die Kultur einen ebenso naiven wie fiktiven Träger von Meinungen, Haltungen und Lüsten installiert, erlaubt sie abgegrenzte Bezirke, in denen ich mich kurzzeitig vom Korsett meines Ichs lösen zu können. Nur so lässt sich erklären, dass ich, wenn die Schweizer Fussballnationalmannschaft oder der FCZ spielt, zum hemmungslosen Nationalisten und männlichen Chauvinisten werde, Merkmale, die ich für gewöhnlich mit meinem Ich-Ideal nicht vereinbaren könnte.

So werden Vorurteil und Aberglaube, die seit der Aufklärung als die Vehikel der Reaktion und der Lebensfeindlichkeit gelten, in Pfallers alchemistischen Küche zu Trägern der Lust und des Vergnügens in unserer Kultur, allerdings nur solange sie nicht als *meine* Lust und als *mein* Vergnügen identifiziert werden können.

¹ Emmanuel Lévinas: *Ausweg aus dem Sein*, Hamburg 2005 S. 41

Ich habe nun versucht, Ihnen den Gedankengang Pfallers in aller Kürze darzustellen, zumindest jene Schritte nachzuzeichnen, die für mich entscheidend waren. Das Buch Pfallers ist aber unendlich viel reicher. Es ermöglicht, eine Vielzahl von Phänomenen, die von der lässlichen Sünde einer sinnlosen Fussballbegeisterung bis hin zu schwerwiegenden klinischen Bildern wie die Zwangsneurose reichen, in einem neuen Licht sehen. Doch der unschätzbare Gewinn dieses Buches, seine eigentlich Preiswürdigkeit, liegt darin, dass sich die Erklärungskraft seiner Grundidee keineswegs auf jene Phänomene beschränkt, die es selbst abhandelt. Es regt vielmehr die Einbildungskraft dazu an, mit dieser zu spielen und andere, sonst schwer verständliche Fragen mit seiner Grundidee anzugehen. So gesehen ist dieses Werk ein performativer Akt, nämlich ein spielerisches und zum Spielen anregendes Buch über das Spiel.

Zum Abschluss möchte ich Ihnen, lieber Herr Pfaller, noch einen solchen spielerischen Gedanken vorstellen, der sich mir bei der Lektüre dieses Buches aufdrängte.

Könnte man die Matrix Ihres Buches nicht auch auf die Geschichte der Psychoanalyse selbst zurück biegen, das heisst das psychoanalytische Wissen, das Sie in Ihrem Buch generieren, in einer reflexiven Bewegung auf das psychoanalytische Wissen selbst anwenden?

Dass die Psychoanalyse als Theorie und Praxis seit den 80-er Jahren des letzten Jahrhunderts nach einem beispiellosen Verdrängungskampf aus der Psychiatrie verschwunden ist, ist hinlänglich bekannt und auch gut dokumentiert. Wohin sie hingegen entschwunden ist, bleibt weiterhin zu untersuchen. Innerhalb des akademischen Diskurses fristet sie zwar, vor allem in ihrer lacanianischen Prägung, noch ein Nischendasein in den Geisteswissenschaften, doch auch dort scheint ihr Charme allmählich zu verblassen.

Heisst dies nun notwendigerweise, dass die Psychoanalyse überhaupt zum Verschwinden gebracht wurde und nur noch eine Fussnote der Geistes- und Medizingeschichte des 20. Jahrhunderts ist? Im Lichte der Erkenntnisse Pfallers könnte man sich vorstellen, dass sie keineswegs am Verschwinden ist, sondern bloss ihren wissenschaftlichen Status verändert hat. Bis in die 70-er Jahre des letzten Jahrhunderts war die Psychoanalyse zweifelsohne ein Expertenwissen, das seine Basis in der Medizin beziehungsweise in der Psychiatrie hatte, von da aus aber in alle möglichen gesellschaftlichen Felder, wie Politik, Pädagogik und Kunst eingriff. Wer eine Ansicht psychoanalytisch zu begründen oder auch nur zu formulieren wusste, hatte sich einen Vorsprung erarbeitet. So gesehen war die Psychoanalyse ein Bekenntnis, d.h. ein Wissen, das den sozialen Status seines Trägers hob, wenn er sich dazu bekannte - und wer tat dies nicht in jenen Tagen des Nachmai?

Allmählich aber hat die Psychoanalyse den Status von Expertenwissen verloren und ist zu einem *Wissen ohne Subjekt, zu einem Wissen des Anderen* hinab gesunken. Doch je weniger jemand zu diesem Wissen steht, desto stärker wird es benutzt.

Dies lässt sich sehr gut an der Repräsentation der Psychoanalyse im US-amerikanischen Film veranschaulichen. In *Psycho* von Alfred Hitchcock von 1959 tritt die Psychoanalyse am Ende in Gestalt des Expertenwissens auf: der Psychoanalytiker erklärt als Experte dem ahnungslosen Zuschauer, wie ein Mensch zu solcher Grausamkeit fähig ist. Der Experte verbirgt sich hinter einer Milchglasscheibe, um seinen unantastbaren Status noch zu unterstreichen. (Diese Szene wurde auf Betreiben der Studiobosse dem Film hinzugefügt, weil sie befürchteten, die Abgründe der menschlichen Seele würden im McCarthy-verseuchten Amerika beim Publikum schlecht ankommen). Der Psychoanalytiker tritt also allwissender Experte mit dem Auftrag auf, die zarten Gemüter der Zuschauer zu beruhigen. Sein Wissen wirkt aber dem Films völlig fremd und aufgesetzt, denn dieser will keine psychoanalytischen Einsichten, sondern bloss *suspense* vermitteln.

Demgegenüber stellt der Film *Analyze this*, den Harold Ramis 1999 drehte, den Psychoanalytiker als lächerliche, feige und abhängige Figur dar. Nichts ist mehr vom Analytiker als allwissenden Experten übrig geblieben. Dennoch arbeitet der Film selbst dauernd mit analytischen Konzepten, viel stärker als *Psycho*. Und zwar ist das zentrale psychoanalytische Konzept dieses Film die Übertragung. Er stellt die Analyse als Kampf um das Recht der Übertragung dar. Sowohl Robert de Niro, der psychisch angeschlagene Mafia-Boss, als auch Billy Crystal, der unter einem Vaterkomplex leidende Analytiker, setzen alles daran, eine Vater-Übertragung auf den jeweilig anderen ausbilden zu dürfen. Sie spielen ein finnenreiches und verschlagenes Spiel, um im Kampf um die Übertragungsrechte einen kleinen Vorteil zu ergattern und beide setzen dabei ihre Identität aufs Spiel. Der weinende Mafiaboss muss zu Recht um sein Renomé als Gangster fürchten, und der verängstigte Analytiker hat längst alle professionellen Regeln der Kunst über Bord geworfen.

Es ist also ein Film über die Übertragung als ein Spiel, das die Identität gefährdet, und zwar die Identität beider beteiligten Parteien. Und in der Tat *ist* die Übertragung ein Spiel, ein Liebespiel genauer gesagt – und Sie brauchen dazu bloss Freuds Bemerkungen zur Übertragungsliebe zu lesen - , das seine Intensität aus der Ambivalenz des *als-ob* bezieht, das heisst daraus, dass es nicht ganz *Ich* bin, der hier liebt, daraus dass ich weiss, dass ich nicht der Vater bin, aber dennoch so tue als ob. Wenn Lacan sagt, dass die Kunst des Analytikers darin besteht, Abschaum sein zu können, spricht er genau diesen Sachverhalt an.

Im Film *Analyze it!* wird aber nicht nur der Analytiker zum Abschaum, sondern auch der Zuschauer, zumal wenn er selbst Analytiker ist. Er spielt das Spiel des Abwurfs des Ich-Ideals mit, indem er sich sagt: ich würde mich niemals dazu bekennen, aber so wie Billy Crystal würde ich auch gerne arbeiten.

Die Psychoanalyse ist also im Verlaufe der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts von einem Expertenwissen zu einem ein Wissen mutiert, das zwar benutzt wird - im Sinne eines Gebrauchswissens oder *bricolage*, wie es Claude Lévi-Strauss in *Das Wilde Denken* nennt - , von dem man sich aber gleichzeitig distanziert: Ein Wissen wider besseres Wissen gleichsam: Ich weiss zwar, dass sie Unsinn ist, aber es lassen sich damit gute Geschichten erzählen. Diese Haltung hat sich übrigens weit in das therapeutische Milieu hinein ausgebreitet. Nicht nur von Psychoanalytikern und Psychoanalytikerinnen hört man hinter vorgehaltener Hand, dass sie an die Psychoanalyse nicht mehr glauben, aber dafür hat sie einen hohen praktischen Gebrauchswert. Auch viele so genannt kognitive Therapeuten bekennen sich zwar zu ihrer eigenen Schule, nur um gleichzeitig in psychoanalytische Supervisionen zu rennen, weil sie dieses Wissen, zu dem sie nicht stehen, für viel brauchbarer halten. Es ist als hätte sich Freuds Diktum, dass er die Psychoanalyse nicht wegen ihrer therapeutischen Möglichkeiten, sondern wegen ihres Wahrheitsgehaltes empfehle, heutzutage umgekehrt: Wir glauben nicht mehr an ihren Wahrheitsgehalt, umso mehr dafür an ihre Brauchbarkeit.

Natürlich kann man dies bedauern, geht doch diese Wandlung mit einem Verlust an sozialem Status und mit einem erschwerten Zugang zu öffentlichen Geldern einher, doch wenn man davon ausgeht, – wie ich dies am Beispiel des Film von Harald Ramis zu zeigen versucht habe –, dass die Übertragung, dieses zentrale Instrument unserer Kunst – ein Spiel ist, dass auf dem als-ob beruht, also gerade darauf, dass man sich nicht zu ihr bekennt, könnte man daraus nicht folgern, dass sie mit dem Status als Expertenwissen gar nicht vereinbar ist, weil man mit einem Bekenntniswissen auf gar keinen Fall spielen darf.

Hannah Arendt hat in ihrer Analyse des Totalitarismus eindringlich gezeigt, wie sich ein Wissen, das sich in den Dienst eines Ideals stellt – und dies heisst auch: der narzisstischen Stabilisierung des Ich-Ideals dient – von der Erfahrung abkoppelt und damit die nötige Voraussetzung für ein totalitäres Sinnsurrogat schafft. Ich denke, die Psychoanalyse ist vor einer solchen Indienstnahme nicht gefeit. Dies zeigt sich besonders dort, wo jeder Einwand gegen eine Theorie, sei sie noch so abstrus und erfahrungsfern, mit dem Argument tot geschlagen, wird, dies sei halt unbewusst. Als ob das Bekenntnis einen privilegierten und direkten Zugang zum Unbewussten garantiere.

So ist es vielleicht ein Gewinn, dass die Psychoanalyse von der Last des Bekenntnisses befreit ist, weil wir nun mit ihr spielen können. Vielleicht ist sie als Aberglaube wirksamer, als sie es als Bekenntnis je war.